

Gedanken hinter dem Webstuhl

Autor(en): **G.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **25 (1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich habe bemerkt, dass Personen, in deren Gesichtern ein gewisser Mangel von Symmetrie war, oft die feinsten Köpfe waren.

Lichtenberg

zur artistischen Bravour. Und diese Glanzleistung wird bestaunt, das Kunsterlebnis aber vergessen.

Da liegen die Ursachen, dass unser Kulturleben erschläft, das Erleben erlahmt, kurzum: die Gründe eines langsamen, aber steten Zerfalles. —

Gottlob gibt es noch Ausnahmen! Neue Vereinigungen finden sich. Meist sind es kleinere Gesellschaften, aber Gleichgesinnte mit dem einen Interesse, der Kunst zu denen, alles andere zu meiden. Sie wollen auch der Neuzeit, dem Fortschritt den Weg ebnen und man beginnt, diese kleinen Verbände ernst zu nehmen. Allerlei wird von ihnen erwartet, und schon mancher Ort beginnt stolz zu werden auf seinen Kammerchor, sein Kammerorchester, seine Vereinigung für alte oder auch für neue Musik. Aber es wird noch lange gehen, bis die Masse erkennt, mobil wird und auch miterleben möchte. Heute bedeutet die Musik den meisten nur malender Hintergrund, immerhin noch notwendiger Hintergrund. Einsichtige Menschen werden verlacht. Rückständigkeit wirft man ihnen vor, Ueber-Idealismus.

Weitsichtige Menschen (darunter viele Industriegewaltige) aber fördern das Musikleben und nicht nur mit schönen Worten, sondern mit materiellen Taten. Es ist kein Geheimnis, dass heute ein industrielles Mäzenatentum die Aufgabe früherer Höfe und Fürsten übernimmt, Aufträge an schaffende Künstler erteilt, Dörfern und Städten Musiksäle errichtet, gute Kräfte heranzieht: das ganze Musikleben befruchtet. Aber es ist wenig bekannt, dass die Masse diese Pflege der Kultur gar nicht immer will, sondern sie immer noch als Luxus oder gar als Zwang auffasst.

Ist es der strenge Kampf ums Dasein, dass uns der heutige Mensch die Hingabe in Liebe und Demut an das wahrhaft Grosse versagt? Hat uns die sich rapid vervollkommnende Technik so sehr ver- und entwöhnt, dass wir lieber zu Hause den Radioknopf drehen (und womöglich nur halb hinzuhören), anstatt uns für's Konzert anzukleiden, vorzubereiten und in aufgeschlossener Erwartung dann zuhören?

Unser Dasein ist, geographisch gesehen, unendlich weit geworden, aber ideell um vieles enger. Die Interessensphären haben sich gewandelt, alles hat sich spezialisiert, zwischen Geistes- und Naturwissenschaft besteht heute eine Diskrepanz: alle diese Momente trugen dazu bei, dass wohl eine gut funktionierende Organisation entstand, dass aber ein lebendiger Organismus abzusterben droht.

Wenn rassige Jazzkapellen «heisse Musik» demonstrieren, vibrieren die Herzen (!) einer aufgeklärten Jugend, und Text und Melodie werden mitgesungen, selbst in fremder Sprache, aber die 2. oder 3. Strophe eines echten Volks- oder bekannten Vaterlandsliedes sind denselben Geistern fremde Dinge.

Liesse sich nicht das Interesse für Fussballeder, Sportkanonen, Negersänger und dergleichen mehr umleiten auf unsere wirklich gute, tief erfüllte, bildende und veredelnde Kunst, natürlich auch auf Musik?

Ich sage ja! Und da finden wir die Aufgabe unserer heutigen Musikerziehung. Ganz überzeugt davon, dass der jetzige Mensch genau soviel Interesse an den tieferen Dingen des Daseins hat wie früher und er im innersten Grunde auch hineinstreben möchte in jene Sphäre innerer Erhebung und Erbauung, so fragt man sich doch wohl nach den Ursachen und Fehlern, die wohl dieses Abgleiten einer ganzen Generation ermöglichten.

Nicht blenden lassen! Die Konzerte eines berühmten Dirigenten, gefeierten Solisten, anerkannten Orchesterers, namhaften Chores sind zumeist ausverkauft. Auch der rauschende Beifall ist kein Beweis, dass man das Werk verstanden hat. Die Leistung war gut, sie wird bewundert, wird beklatscht. Einmalig! Das genügt! — Nein, das genügt eben nicht. Hier beginnt die Aufgabe des Musikerziehens. Und wird diese Aufgabe mit Liebe und Ausdauer nur einigermaßen gelöst, endet auch hier die heutige Aufgabe dieser erzieherischen Tätigkeit, denn dann wird bald ein verständnisvolles Publikum die Säle füllen, andächtig lauschen, sich an der Töne Macht berauschen. Und viele werden die Augen schliessen, um die ablenkenden Gesten der Ausführenden nicht zu sehen. Und am Ende, wenn alles ergriffen ist, wird nicht tosender Beifall die Weihe stören, sondern ergriffenes Schweigen wird Lohn sein, der reichlich lohnt. Aber der stürmische Beifall soll einsetzen, wenn es Werk und Wiedergabe innerlich und äusserlich gestatten.

Gedanken hinter dem Webstuhl

Meine Tage fliegen schneller denn ein Weberschifflein. Ausgewoben habe ich mein Leben, vom Gestell schneidet er mich.

Hiob 7, 6. Jes. 38, 12.

Wenn wir in unserer Hausweberei einen Zettel herrichten, diesen auf den Webstuhl aufbäumen, so freuen wir uns stets alle — die Uneingeweihten staunen sogar darüber — wie sich mehr wie tausend Fäden aus dem Kettenzopf lösen und sich scheinbar von selbst ordnen, immer zwei Zettelfäden als Paar sich an den richtigen Platz finden. Der Zuschauer fragt uns dann: «Wieso kreuzen sich nun keine Fäden, wieso liegen alle so schön unverknüpft nebeneinander, wie wenn sie numeriert wären?» Wir zeigen ihnen dann die zur Weberei grundlegend wichtige Einrichtung der Rispe, jener zwei Stäbe, über und unter welcher sich alle Zettelfäden kreuzen und sich so zu einer klaren Ordnung aufreihen. Reisst ein Faden zwischen Stoff und Rispe, ist es ein Leichtes, Ordnung zu schaffen, den Schaden zu beheben. Bricht der Faden hinter der Rispe, dem Fadenkreuz ab, dann ist es dem Weber nicht mehr möglich, den Faden richtig

zu führen. Bis zum Ende des Zettels wird er immer wieder hinter der Rispe ein «Gnusch» — so sagt der Berner Leineweber — auflösen müssen. Jeder versteht daher den Missmut unserer jungen Weber, als unlängst durch Frevlerhand auf einem Webstuhl gleich ein Büschel Fäden hinter der Rispe zerrissen wurde. Wir gaben uns mit Geduld alle Mühe, die Fäden zu ordnen, richtig zu knüpfen und durch die Rispe zu führen. Unser Mühen war umsonst. Sieht auch zwischen Stoff und Rispe alles nach bester Ordnung aus, hinter der Rispe verknüpfen sich die Fäden, kreuzen und hemmen sich gegenseitig. Und immer wieder muss der Weber mit Geduld die Knöpfe lösen, Ordnung schaffen. Der Fehler bleibt bestehen, die Hemmung lässt nicht nach, bis der Zettel vom Stuhle geschnitten wird.

Das Weberhandwerk wurde den Menschen aller Zeiten zum Sinnbild unseres Lebens. Weber waren je und je besinnliche Leute, als Volkspoeten, in Liedern, Sprüchen und Vergleichen führten sie eine eigene Sprache. So wird auch uns immer wieder der Webstuhl zum Sinnbild unserer Erzieheraufgabe: Die Welt, der Webstuhl — der Mensch, ein Zettel — Umwelt, Mitmenschen, der Eintrag, der sich mit dem Zettel eng verflechtet und mustert — unser Lebenswerk, der gewobene Stoff.

Die verschiedensten Zettel sind uns anvertraut, grobe und feine, gezwirnte und einfache, Zettel in allen Farben, aus verschiedenen Garnen. Als Lehrer und Erzieher haben wir für guten Eintrag zu sorgen. Unser Vorbild, die von uns geprägte Atmosphäre und Umwelt, das von uns vermittelte Wissen und Können, sollen mitwirken, dass auf dem Webstuhl dieser Welt Stoffe verschiedenster Art und Farbe, verschiedenster Muster, für jeden vorbestimmten Zweck verwendbar, gewoben werden. Und wenn wir mit den uns anvertrauten Zetteln ungeschickt umgehen, wenn wir das Weberschiffchen ungeschickt hin und her bewegen, entstehen Fehler, reißen Fäden.

Solche Kinder — Gewebe mit Fehlern, zerrissene Zettel — werden uns anvertraut, man erwartet von uns, dass wir wieder Ordnung herstellen in diesen Zetteln, damit guter Stoff entstehe. Wie beim Webstuhl, so auch bei den Menschen — ist bei jenen die Rispe das entscheidende Moment, so ist es beim Menschen das *Vertrauen*. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Kind und Eltern, zwischen Zögling und Lehrer und Erzieher, bildet die Grundlage zu jedem guten Werk. Das Vertrauen ist die menschliche Kontaktstelle, die Durchkreuzung und Verbindung zweier Menschen-seelen, wie das Fadenkreuz der Weber-Rispe. Diese Grundlage kann auch Fehler ertragen, die sich verstehen und ordnen lassen, gleich allen Fehlern und zerrissenen Zetteln zwischen Stoff und Rispe. Fehlt das Vertrauen, ist es erschüttert, so sind frühere Fehler hemmend wirksam, erneute Fehler wirken stärker und noch hemmender, gleich zerrissenen Fäden hinter der Rispe. All unser Mühen ist umsonst, Fäden zu ordnen, anzuknüpfen, unser Tun bleibt Flickwerk. Wo das Vertrauen fehlt, wird unser Tun wie beim Webstuhl ein «Gnusch», uns eine Hemmung bedeuten. Vertrauen

zu erhalten, Vertrauen zu schaffen, wird stets unser Ziel bleiben. Wenn nun Fehler im Zettel hinter der Rispe liegen, sei es bei unsern Heimbuben Anlageschäden oder unvernarbte Wunden ihres Gemütes, so wollen wir mit Geduld und Verständnis an unserm Webstuhl stehen und stets auch wieder versuchen, das «Gnusch» aufzulösen. Hüten wir uns, durch Vertrauensbruch, durch Misstrauen und Missmut erneut Wunden hinter die Rispen zu schlagen, diese werden kaum mehr geheilt werden können; sie zeigen sich als Webfehler in den Lebenswerken der uns anvertrauten Kindern. Und wie die Rispenstäbe einer guten Rispe jeden Faden eines Zettels erfassen und ordnen, so wird echtes Vertrauen auch jede Faser eines Menschenherzen erfassen und ordnen. Vertrauen kann aber weder herbeigeführt werden, noch ist es einfach da. Vertrauen, die wunderbare Kontaktnahme zwischen zywei Menschen, ist ein Geschenk — Gnade. Eine Voraussetzung dazu, von uns aus gesehen, können wir schaffen. So leicht es sich sagen lässt, so schwer ist es oft, es ist völlige Hingabe in den Dienst des andern — Nächstenliebe.

Und so, wie unsere Heimkinder ganz unser Vertrauen besitzen müssen, soll durch Zettel und Eintrag ein guter Stoff, ein erfülltes Lebenswerk entstehen, ganz so, brauchen wir Erzieher und Lehrer im Heim das Vertrauen der Oeffentlichkeit, wenn unsere Arbeit Gutes fruchten soll. Der Appenzeller Heimweber sagt von seinem Weberschiffchen, an guten Tagen klappere es: «Aerbet und Brot, Aerbet und Brot!», bei schlechter Laune und Misslingen stöhne es aber: «Esch nütz und get nütz, es nütz und get nütz!» So möchten wir auch für unsere Stiftung und unser Wirken an den uns anvertrautern Kindern fürs neue Jahr wünschen: Arbeit und Brot! Dass Segen walte über unserer Arbeit am Webstuhl der Zeit und der Menschen, dass wir in steter Selbstkontrolle für guten Eintrag sorgen, für eine tüchtige Weberrispe, die Vertrauen schaffend, die Grundlage sei für ein rechtes Werk, auch dann, wenn es für uns heisst:

«Ausgewoben habe ich mein Leben wie ein Weber, vom Webstuhl schneidet er mich!»

G. F.

Casework

Wir veröffentlichen gerne folgendes Rundschreiben:

Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, hat Miss Marguerite Pohek ihre Arbeit im Europabüro der Uno in Genf im Oktober 1953 verlassen, um ins Hauptquartier in New York zurückzukehren. Mit ihr verlieren die europäischen Sozialarbeiter, die Sozialen Schulen und die Organisationen der Sozialarbeit eine unermüdliche Förderin, Initiantin verschiedener Austausch- und Ausbildungsprogramme und eine Persönlichkeit, die durch ihr Verständnis, ihre Güte und Wärme Brücken zwischen Ländern und Menschen bauen half. In Anerkennung und aus Dankbarkeit entstand der Plan, Miss Pohek mit einer ihr gewidmeten Publikation, einer Art Festschrift zu danken, die Beiträge aus allen europäischen Ländern enthalten sollte. — Die Schrift wird im Astoria-Verlag in Wien gedruckt, und das erste Exemplar soll Miss Pohek am 14. August